

I. Einleitung

Die so genannte «vorsokratische» Epoche der Philosophie lässt man üblicherweise mit Thales von Milet um 600 v. Chr. beginnen; sie erstreckt sich bis etwa in das Jahr 380 v. Chr., dem Todesjahr des Atomisten Demokrit von Abdera, der Sokrates (gest. 399 v. Chr.) bereits um einige Jahre überlebt hat. Diese Epoche der Philosophie vor Sokrates zerfällt selbst wiederum in ganz unterschiedliche Gruppierungen und Persönlichkeiten, weswegen es aussichtslos wäre, eine einheitliche Charakteristik der Vorsokratik geben zu wollen.

Die zeitlich erste dieser Gruppierungen ist die milesische oder ionische Naturphilosophie, die sich durch den Versuch charakterisieren lässt, eine einheitliche Substanz auszuweisen, aus der die Welt mit ihren mannigfaltigen Phänomenen und Veränderungen hervorgegangen ist; Kandidaten für einen solchen Stoff sind in dieser frühen Phase das Wasser, das Unbegrenzte (*apeiron*) und die Luft. Keiner Gruppierung zuordnen lässt sich der aus dem ionischen Kolophon stammende Xenophanes, der in das süditalische Elea ausgewandert sein soll und deswegen bisweilen mit der eleatischen Schule in Verbindung gebracht wird. Er ist bekannt für seine Kritik am konventionellen Götterglauben und für seine Ansätze zu einem philosophischen Monotheismus. Pythagoras von Samos nimmt eine Sonderrolle unter den Vorsokratikern ein. Zwar übten er und die von ihm in Unteritalien gegründete Sekte offenbar einen erheblichen Einfluss auf verschiedene Philosophen aus, andererseits sind seine Lehren nach Form und Inhalt kaum der rational verfahrenen Philosophie zuzuordnen.

Etwa um 500 v. Chr. erleben sowohl Heraklit aus dem ionischen Ephesos als auch Parmenides aus dem süditalischen Elea ihre «Blütezeit», ohne dass ein gegenseitiger Einfluss mit Bestimmtheit ausmachen wäre. Heraklits Aufmerksamkeit gilt dem Phänomen des Wechsels und der Bewegung sowie dem Zusammenhang von Gegensätzlichem. Beständig ist für ihn nur der eine *logos*, dem gemäß alles geschieht, was geschieht, für den die Menge der Menschen jedoch kein Verständnis zeige.

Parmenides' in epischen Versen verfasstes Lehrgedicht übt einen maßgeblichen Einfluss auf die folgenden Systeme der frühgriechischen Philosophie aus. Parmenides entwickelt darin den Gedanken, dass das, was ist, nicht nicht-sein kann und dass nur das, was ist, gedacht werden kann. Aus diesem Ansatz leitet er die Unmöglichkeit des Entstehens und Vergehens sowie der Veränderung ab, so dass das Zeugnis der Sinne, demzufolge sich die Dinge verändern und entstehen oder vergehen, zu verwerfen ist. Das «eleatische» Philosophieren, das an Parmenides' Vorgabe festzuhalten versucht, wird von Zenon von Elea auf die Spitze getrieben: Zenon zeigt, welche Paradoxien sich ergeben, wenn man entgegen der Lehre des Parmenides die Phänomene der Vielheit und Bewegung zu retten versucht. Melissos von Samos stellt in den Mittelpunkt seines Denkens die monistische Konsequenz, zu der der Eleatismus führt, nämlich die Konsequenz, dass es nur ein einziges, räumlich und zeitlich unbegrenztes Seiendes geben kann.

Das Festhalten an der Parmenideischen Vorgabe, dass das Seiende nicht entstehen und nicht vergehen kann, kennzeichnet zwar auch die Systeme von Empedokles von Akragas, Anaxagoras von Klazomenai und der Atomisten, Leukipp von Milet und Demokrit von Abdera, doch anders als bei den Eleaten ist es das Ziel dieser Entwürfe, die Parmenideische Logik mit der Möglichkeit von Bewegung und Veränderung in Einklang zu bringen. Das Ergebnis dieses – allen gemeinsamen – Kompromissanliegens ist eine Naturphilosophie, die von ontologischen Fragestellungen geprägt ist, zu deren Beantwortung drei höchst unterschiedliche Systeme ausgebildet werden.

1. Wann beginnt die Philosophie?

In der Geschichtsschreibung der Philosophie ist es üblich, Thales von Milet als den ersten Philosophen zu nennen. Die Tradition dieser Zuschreibung geht zurück auf das erste Buch der Aristotelischen *Metaphysik*, wo sich Aristoteles in den Kapiteln 3–9 mit den Ansichten seiner Vorgänger auseinandersetzt. Er entfaltet dort die Auffassung, dass die ersten Philosophen nur stoffliche Prinzipien (*archai*) des Seienden gekannt hätten und dass diese Art des Philosophierens von Thales aufgebracht worden sei, insofern er das Wasser als Prinzip angeführt habe (Met. 983b20 ff.). Schon Aristoteles scheint sich aber

einer gewissen Beliebigkeit dieser Festsetzung durchaus bewusst gewesen zu sein, denn er schränkt ein, dass ähnliche Auffassungen möglicherweise bereits sehr viel früher, nämlich in der epischen Dichtung, wo Okeanos und Tethys als Urheber aller Entstehung genannt werden, zu finden seien. Sinnvoller als der Versuch, den zeitlichen Anfang der Philosophie an irgendwelchen Personen festzumachen, ist daher die Frage nach sachlichen Kriterien und Entstehungsbedingungen, aufgrund derer es angemessen ist, bestimmte Personen und Strömungen der vorsokratischen Epoche der Philosophie zuzurechnen. Einen ersten Leitfaden dafür bietet der genannte Versuch des Aristoteles, das Denken seiner Vorgänger entlang der Frage zu rekonstruieren, welche Art von Prinzipien sie berücksichtigt hatten.

Die Frage nach den Prinzipien: Aristoteles charakterisiert die philosophische Aktivität als eine Wissenschaft von den obersten Prinzipien. Dabei umfasst der entsprechende griechische Ausdruck *archê* die Bedeutungen «Prinzip, Ursache, Grund, Ursprung, Erklärung». Dass das eigentliche Wissen nicht auf einzelne und zufällige, sondern auf allgemeine Sachverhalte zielt und darüber hinaus nach deren Gründen fragt, ist für ihn ein grundsätzlicher Zug der Theoriebildung. Dass man nach den *obersten* Gründen oder Prinzipien fragt, ist dagegen ein Kennzeichen der Philosophie, die es nicht mit bereichsspezifischen Prinzipien zu tun hat, sondern mit den Prinzipien des Seienden überhaupt. Aristoteles sieht darin ein so allgemeines Merkmal der Philosophie, dass er auch keine Bedenken hat, die verschiedenen Ansätze seiner Vorgänger als die Verteidigung von Prinzipien zu beschreiben, obwohl diese selbst den Begriff des Prinzips so nicht gekannt haben.

Der Sache nach enthält die Vorstellung einer Prinzipienforschung Merkmale, die für die klassisch griechische Philosophie in der Tat kennzeichnend sind und die daher hinreichende Kriterien für das Vorliegen eines im engeren Sinn philosophischen Denkens darstellen können. Die Prinzipienforschung setzt nämlich voraus, dass die Wirklichkeit, so wie sie uns erscheint, für den Forscher nicht schlechthin unhintergebar ist, sondern dass sich hinter der Oberfläche dieser Wirklichkeit, die unserer Erfahrung und Wahrnehmung zugewandt ist, eine wahre und eigentliche Ebene der Wirklichkeit verbirgt, die den Ursprung, den Grund oder die Erklärung für die nur vordergründige Ebene darstellt.

Für die jüngeren Entwürfe der Vorsokratiker ist klar, dass eine solche Unterscheidung vorliegt; so kontrastieren die Atomisten die uns vertrauten makroskopischen Gegenstände als bloß temporäre Zusammensetzungen mit der eigentlichen Wirklichkeit; diese liegt für sie in den Atomen, aus denen die Welt zusammengesetzt sein soll. Auch für die mittlere Phase der vorsokratischen Philosophie liegt eine solche Unterscheidung ohne Frage vor: für Heraklit ist im eigentlichen Sinn nur der *logos* seiend, demzufolge alles geschieht, den die Mehrzahl der Menschen jedoch noch nicht einmal kenne. Ebenso steht bei Parmenides das eine Seiende der vordergründigen Welt des Entstehens und Vergehens und der Veränderung gegenüber. Für die früheste Phase, die der milesischen Naturphilosophie, lassen sich solche Feststellungen schon aufgrund der Überlieferungslage zwar nur unter Vorbehalt treffen, es scheint aber nicht unplausibel, in der Benennung eines Ur- und Grundstoffes ebenfalls die Auszeichnung einer Wirklichkeitsebene zu sehen, die sich gegenüber abgeleiteten Phänomenen der Wirklichkeit begründend verhält. Nun wird zwar in der milesischen Philosophie nicht ausdrücklich nach Gründen, sondern vielmehr nach dem Ursprung oder der Herkunft gefragt; darin dürfte aber kein grundsätzliches Problem liegen, zumal sich auch noch die klassische Philosophie bisweilen der genealogischen Frage nach der Abstammung bedient, um in diachroner Form Bedingungsverhältnisse darzustellen, bei denen es auf die zeitliche Sukzession im wörtlichen Sinn gar nicht ankommt.

Die Frage nach der Erkenntnis: Die Unterscheidung zwischen einer nur vordergründigen und einer eigentlichen, ursächlichen Wirklichkeit ist sachlich und historisch eng verknüpft mit der Reflexion auf die Möglichkeiten und die Reichweite der menschlichen Erkenntnis; denn wenn die sinnlich erfahrbare Welt nicht alles und noch nicht einmal das Wesentliche ist, das es zu erkennen gibt, dann liegt es nahe, zur kritischen Beurteilung der menschlichen Erkenntnisfähigkeit im Allgemeinen oder speziell der sinnlichen Erfahrung sowie zu einer Differenzierung unterschiedlicher Erkenntnisweisen überzugehen. Überlegungen, die deutlich erkenntniskritische Züge tragen, liegen erstmals bei Xenophanes vor. Von da an finden sich regelmäßig Ansätze zu einer Erfahrungs- oder Erkenntniskritik. Für Parmenides enthält bloße Erfahrung nichts Zuverlässiges; nur das kann gedacht oder erkannt werden, was im eigentlichen Sinne

des Wortes *ist*. Daher vollzieht sich in der Parmenideischen Tradition die Erkenntniskritik immer auch als eine Kritik des Erkenntnisgegenstandes. Ausgearbeitete Wahrnehmungs- und Erkenntnislehren finden sich bei den jüngeren Naturphilosophen Empedokles, Anaxagoras und Demokrit.

«*Vom Mythos zum Logos*»: Die Entwicklung, die zum Entstehen der ersten philosophischen Entwürfe im 6. Jahrhundert v. Chr. führte, wird in der Literatur immer wieder durch das Schlagwort «vom Mythos zum Logos» (so ein Buchtitel von Nestle 1942) charakterisiert. Der Tendenz nach ist es zweifellos richtig, dass an die Stelle überlieferter Mythen (etwa solcher, die die Entstehung der Welt oder bestimmte natürliche Phänomene erklären sollen) selbstgedachte Entwürfe treten und dass die Autorität der Tradition allein nicht mehr die Richtigkeit irgendwelcher Erklärungen verbürgt, was zunehmend durch die Aufbietung von Evidenzen und schlüssigen Argumenten ausgeglichen werden muss. Unbestreitbar ist auch, dass der Verzicht auf personifizierende Darstellung einen entscheidenden Schritt auf dem Weg zur Bildung abstrakter Begriffe und allgemeiner Gesetzmäßigkeiten darstellt. Insofern die Formel aber impliziert, dass der Beginn der Philosophie lediglich in einer Entmythologisierung und Entpersonalisierung des bisher nur bildhaft Gesagten besteht, greift sie deutlich zu kurz:

So ist eine wesentliche Voraussetzung für die Entstehung der Philosophie die Bereitschaft, selbständig Modelle zur Erklärung einzelner Phänomene oder der Entstehung bzw. dem «Wesen» der Welt im ganzen zu entwerfen und sie in bewusster Konkurrenz zu traditionellen Erklärungen zu verteidigen. Das ist im Ansatz auch schon in der mythologischen Darstellungsform der Fall, wie etwa bei Hesiod, der eine bewusste Auswahl aus überlieferten Mythen trifft, um daraus eine passende Erklärung der Welt- und Götterentstehung zu konzipieren. Andererseits spielen bildhafte Darstellungsmomente und auch der reflektierte Mythos in der Philosophie noch lange Zeit eine wichtige Rolle. In vielen Fällen ist gerade in der frühen Philosophie eine sichere Entscheidung zwischen metaphorischem und literalem Wortgebrauch noch gar nicht möglich, auch wenn wir nach allen gängigen Kriterien zuversichtlich sind, es mit Philosophie zu tun zu haben. So ist mit der Eliminierung bildhafter Elemente zwar im Allgemeinen ein Gewinn an Klarheit und Rationalität verbunden, ein viel wesentlicherer Rationalitätszuwachs

dürfte hingegen mit der Bereitschaft und der Fähigkeit verbunden sein, Gründe für die eigene Konzeption anzuführen und bis zu einem gewissen Grad auch den Modell- und Hypothesencharakter solcher Konzeptionen zu durchschauen. Schließlich ist daran zu erinnern, dass auch die entmythologisierte Form dazu benutzt wird, dogmatisch vertretene Lehren mit irrationalen Anliegen vorzutragen.

Philosophie und Naturwissenschaft: Bisweilen wird versucht, die neu erlangte Wissenschaftlichkeit der Vorsokratiker mit der angeblich zentralen Rolle der Beobachtung und des Experimentes in dieser Zeit zu belegen (vgl. Burnet 1930, 24 ff.). In diesem Sinn jedoch müssten die meisten ihrer Lehren als unwissenschaftlich gelten (kritisch auch Cornford in: AF I); indessen hängt längst nicht alles an einer induktiven Vorgehensweise und der Verwendung von Experimenten: Auch wenn sich die Vorsokratiker um eine Beschreibung natürlicher Abläufe bemühen, handelt es sich dabei um eine spekulative Form der Naturerklärung, bei der meist aufgrund eher zufälliger und als bedeutsam eingestufte Einzelbeobachtungen oder aufgrund ontologischer Vorgaben auf ein einheitliches Prinzip zur Erklärung der gesamten Welt geschlossen wird. Solche Erklärungen können falsch sein (und sind es in der Regel), aber brauchen deswegen nicht weniger rational zu sein.

Die Vorsokratiker als Aufklärer: Nach Popper (in: AF I) zeichnen sich die vorsokratischen Denker gegenüber dem Mythos vor allem dadurch aus, dass es sich um Forscher handelt, die als frühe Vorläufer der Kritischen Rationalisten offen für Kritik sind und ihre Theorien als vorläufig und stets verbesserbar durchschauen. Diese Beschreibung ist jedoch sehr fragwürdig; sie verlangt von den Vorsokratikern weit mehr, als nötig wäre, um als undogmatisch und prinzipiell rational zu gelten. Einerseits wirken die Vorsokratiker gegenüber der Autorität mythologischer Welterklärungen zweifellos als Aufklärer, ihre kritische Einstellung veranlasst sie andererseits aber in der Regel nicht dazu, ihre eigenen Lehren unter den Vorbehalt einer möglichen Falsifikation zu stellen: Heraklit und Parmenides beispielsweise halten ihre Lehren für unwiderlegbar. In der Regel wird sogar versucht, die dargelegte Wahrheit gegen mögliche Angriffe zu immunisieren, was erst von der zweiten großen Aufklärungswelle in Griechenland, der Sophistik, konterkariert wird.

Philosophie und Theologie: Die Rolle der Theologie und der Religion unter den ersten Philosophen war in der Vergangenheit Gegen-

stand von Kontroversen: Einerseits zählte man eine gewisse Enttheologisierung zu den Entstehungsbedingungen der Philosophie (Burnet 1930), andererseits betonte man die Bedeutung des Theologischen in der Vorsokratik (Cornford 1952, Jaeger 1953). Tatsächlich verfolgten die meisten der Vorsokratiker auch theologische Anliegen; insoweit diese theologischen Fragen in die Gesamtentwürfe integriert sind und nicht mehr dem naiven Vertrauen in Mythen entspringen, ist nicht zu sehen, wie dadurch die Entwicklung der eigentlichen Philosophie beeinträchtigt werden könnte. Zugleich ist aber auch vor einer Überbewertung des Theologischen zu warnen: Die meisten Konzeptionen behalten ihre Bedeutsamkeit und Konsistenz auch ohne die theologische Komponente, und oft spielt das Attribut des Göttlichen nur eine beiläufige Rolle.

Philosophie und Dichtung: Viele einzelne Motive der frühen Philosophie gehen auf Vorbilder in der Dichtung zurück. Schon bei Platon und Aristoteles war es beispielsweise geläufig, die Behauptung des Thales, alles bestehe aus Wasser, auf eine Stelle bei Homer («Okeanos, den Ursprung der Götter, und die Mutter Tethys» *Ilias* XIV 201) zurückzuführen. In der Literatur zur Vorsokratik nimmt die Erforschung solcher Einflüsse und Abhängigkeiten oft großen Raum ein. Man darf nur nicht vergessen, dass die Herkunft eines Motivs für den philosophischen Wert einer daraus entwickelten Konzeption ohne Bedeutung ist; entscheidend ist vielmehr, zu welchem Zweck und mit welchen Argumenten solche Motive eingesetzt werden. Dass Dichtung und Philosophie bestimmte Themen und Motive gemeinsam haben, heißt daher weder, dass die betreffenden Dichter deshalb schon Philosophen, noch, dass die betreffenden Philosophen deswegen weniger rational wären. Ähnliches gilt für die oft bemühten ägyptischen und orientalischen Einflüsse auf die frühe griechische Philosophie: Dass hier und dort Vorstellungen nachweisbar sind, die anderenorts, nämlich in Griechenland, zur Entwicklung einer systematischen Philosophie führen, sagt offensichtlich über das Wesen des systematischen Philosophierens selbst nichts aus.

Lebensgefühl, Gestimmtheit, Vergänglichkeitserfahrung: Bisweilen wird in der Literatur zur frühgriechischen Philosophie ein besonderes Lebens- und Weltgefühl oder eine besondere «Gestimmtheit» für die Entwicklung der Philosophie verantwortlich gemacht. Insbesondere wird hierbei auf eine ausgeprägte Erfahrung der Vergänglichkeit und der Wechselhaftigkeit des Schicksals verwiesen. Literarische

Zeugnisse für eine solche Erfahrung finden sich etwa bei Homer («Wie der Blätter Geschlecht, so ist auch das der Menschen»: *Ilias* VI 147) oder bei Pindar, wo die Situation des Menschen wiederholt mit dem Kennwort «Tageswesen», «dem Tag unterworfen» (*ephemeros, epameros*, vgl. Fränkel 1968, 23–39) beschrieben wird (z. B. «Eintagswesen: Was ist man? Was ist man nicht? Der Mensch – ein Schatten im Traum»: *Pyth.* 8.25). Der Erklärungswert solcher Hinweise scheint jedoch dürftig: Es ist nicht einzusehen, was mit der Feststellung gewonnen sein soll, dass die Suche nach einem wahrhaft Seienden als Reaktion auf solche Erfahrungen verstanden werden muss, denn in jedem Fall sind diese Motive zu allgemein und zu vage, um das Zustandekommen der systematischen Philosophie überhaupt und bestimmter philosophischer Strömungen erklären zu können. Außerdem dürften auch in anderen Kulturen solche Erfahrungen gemacht worden sein, und dennoch ergab sich daraus keine der griechischen Philosophie vergleichbare Entwicklung.

Ethik: In der klassischen griechischen Philosophie nimmt die Auseinandersetzung mit ethischen Fragen einen zentralen Rang ein. Nun finden sich Ratschläge darüber, wie man leben und was man tun oder lassen soll, schon in der Dichtung oder bei den so genannten «Sieben Weisen»; von einer systematischen Rückführung solcher Regeln auf wenige Prinzipien und der Herausbildung einer reflektierten Ethik sind solche Ansätze aber noch weit entfernt. Sporadisch ist zu beobachten, dass Verhaltensregeln von bestimmten Grundsätzen hergeleitet werden, wie zum Beispiel bei den Pythagoreern das Verbot, Fleisch zu essen, auf die Annahme der Seelenwanderung zurückgeht; insgesamt aber spielen ethische Fragen in der vorsokratischen Philosophie eine untergeordnete Rolle. Erst die Sophisten und Sokrates lenken die Aufmerksamkeit konsequent auf die Möglichkeit einer Begründung ethischer Normen. In dieser und nur dieser Hinsicht ist es daher gerechtfertigt, Sokrates' Lehre und Wirkung als eine Zäsur gegenüber dem bisherigen Philosophieren anzusetzen.